Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 27 (1975)

Heft: 22

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Spielraum zwischen (Selbst-)Zensur, Repression, Terror, Gefängnis überhaupt zu? Wie erwirkt man effektive Resonanz in einem Volk, das kaum noch die Kraft hat, im geheimen Hoffnung zu beleben? Immerhin: Wir können nach dem Eoche der Filme im lateinamerikanischen Volk und Alltag fragen. Und wir können Alternativen zur Kenntnis nehmen, wobei es symptomatisch ist, dass Pesaro dazu nur Filme anzubieten hatte, die bereits früher – an andern Festivals, am Fernsehen – zu beachten waren. Einen Weg zum vorsichtigen, aber nachhaltigen Realismus zeigt dabei etwa Jorge Bodanskys *«Iracema»* auf, ein Film über die systematische Zerstörung und gesteuerte Entfremdung, welche die Urbevölkerung durch die imperialistische Industrialisierung zu erleiden hat. Auch Leon Hirszmans vielgerühmter Film *«San Bernardo»* bleibt weiterhin eine der wenigen echten Alternativen: dank der psychologischen und politischen Auslotung der Klassenbeziehungen. Und der Bolivianer Jorge Sanjines bleibt mit *«El Enemigo Principal» (Der Hauptfeind)* einer der wenigen, die entscheidende Geschehnisse des einzelnen in die Erfahrungen der Masse einzugiessen vermögen. Dadurch wird just jene Identifikationsebene geschaffen, von der sich unter andern Rocha entfernt hat. Die historische und gesellschaftliche Situation, ohne die nirgends ein Werk beurteilt und begriffen werden kann, überwindet dadurch sowohl elitäre Attitüde wie historischen Pessimismus, begrenzte Individualerfahrung und eigengesetzliche, absorbierende Ästhetik. In diesen Beispielen kündigt sich ein Realismus an, der eine Wirklichkeit zeigt, die – ohne verfälscht oder forciert zu werden – den kraftvollen Keim zu einer andern Wirklichkeit in sich trägt. Letztlich ist dieses Ziel allen engagierten lateinamerikanischen Filmemachern gemeinsam. Je härter (auch mit sich selbst), je realistischer dieses Ziel angesteuert wird, um so zahlreicher werden die Inseln im Meer fataler Selbsttäuschungen sein, welche der Sturmflut der Reaktion zu trotzen vermögen. Bruno Jaeggi

FILMKRITIK

Trollflöjten (Die Zauberflöte)

Schweden 1974. Regie: Ingmar Bergman (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/329)

«Triumph! Triumph!», singt der Chor der Priester gegen Schluss der «Zauberflöte», wenn Tamino und Pamina Feuer- und Wasserprobe, die dritte und schwerste Prüfung, glücklich überstanden haben. «Triumph»! «Triumph!», möchte man auch angesichts dieser Opernverfilmung rufen, denn sie ist nicht nur ein Triumph Mozart'scher Musik, sondern auch ein Triumph des Theater- und Filmregisseurs Ingmar Bergman. Er hat weder die Konservierung einer Theaterverfilmung noch die totale optisch-akustische Umsetzung ins Filmische geschaffen, sondern hat einen Mittelweg beschritten, der ein herrliches Spiel mit den Möglichkeiten des Theaters und des Films ermöglichte und der Mozart-Oper dennoch ihre ganze Eigenständigkeit belassen hat. Bergmans Film ist eine berückende und beglückende Adaption der letzten Oper Mozarts, die ein von geistiger Heiterkeit verklärtes Vermächtnis seiner Kunst und seines Glaubens an die sittliche Läuterung ist.

★

Als er zwölf Jahre alt und begeisterter Wagnerianer gewesen sei, habe er ausser Wagner-Opern nur noch «Die Zauberflöte» und «Mignon» ertragen, erinnert sich Bergman. Die Begeisterung für die «Zauberflöte» sei ihm geblieben, sogar noch grösser geworden, und immer wieder habe er sie inszenieren wollen: Eine Aufführ-

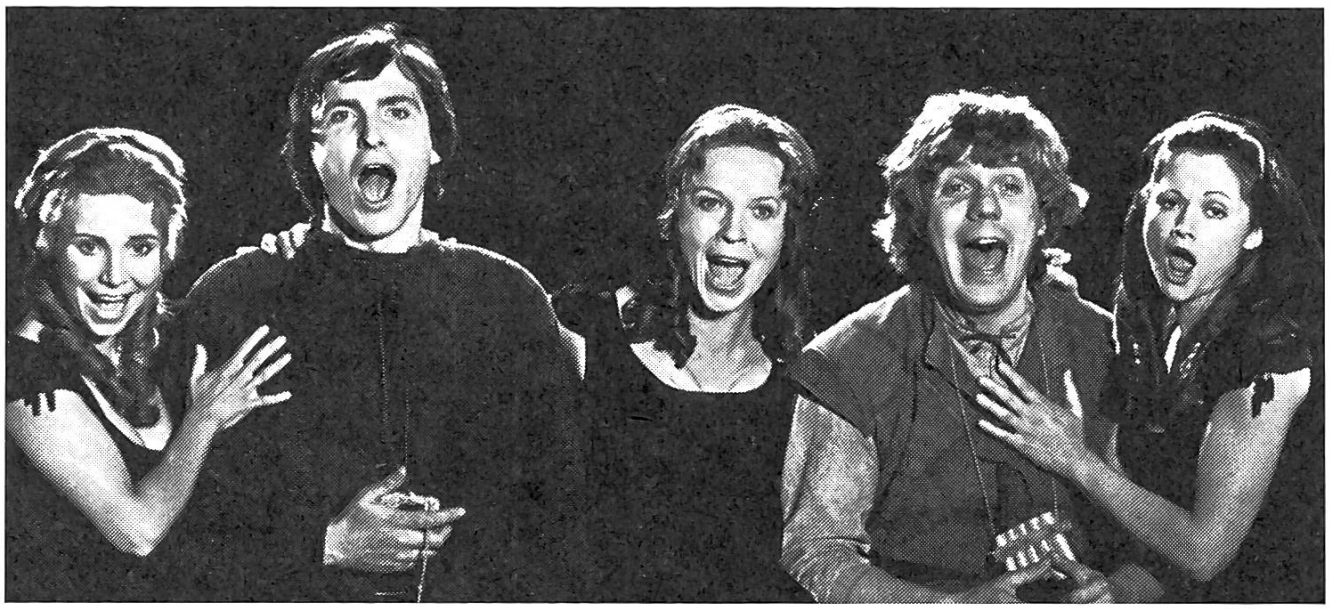
rung in jungen Jahren mit seinem Marionettentheater scheiterte aus finanziellen Gründen. Eine Inszenierung an der Oper von Malmö in den fünfziger Jahren kam nicht zustande, weil die richtigen Interpreten fehlten. Ein bereits recht weit gediehenes Projekt mit der Hamburger-Oper zerschlug sich 1963, als Bergman zum Leiter des Königlichen Dramatischen Theaters in Stockholm berufen wurde. Erst durch die Bekanntschaft mit Magnus Einhörning, dem Leiter der Abteilung Musik am schwedischen Radio, nahm die Idee einer Verfilmung der «Zauberflöte» Gestalt an. Verwirklichen konnte er das Projekt 1974 zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des schwedischen Radios als Jubiläumsproduktion für das zweite schwedische Fernsehprogramm. Da das für die Aufnahmen vorgesehene barocke Drottningholm Theater den Trubel der Dreharbeiten kaum unbeschadet überstanden hätte, wurde die Bühne des um 1700 erbauten ehemaligen privaten Hoftheaters König Gustavs III. im Filmstudio nachgebildet. Die Vorbereitungen haben zwei Jahre in Anspruch genommen, die eigentliche Ausführung dauerte neun Monate. Wenn Bergmans Verfilmung nun den Eindruck einer beinahe schwerelosen, natürlich beschwingten Inszenierung macht, so ist dies offensichtlich das Resultat der Liebe und Vertrautheit Bergmans mit der «Zauberflöte» und einer sorgfältigen, präzisen und aufwendigen Arbeit aller Beteiligten.

*

Wolfgang Amadeus Mozarts «grosse Oper in zwei Akten von Emannuel Schikaneder» wurde am 30. September 1791, nur wenige Wochen vor Mozarts Tod, in einem Wiener Vorstadttheater zum ersten Mal aufgeführt. «Die Zauberflöte» gehört zum Typus des Zaubersingspiels und verbindet eine aufwendige Bühnenmaschinerie, volkstümliche Melodien, Burleske und musikalische Buffonnerie des Wiener Vorstadttheaters mit einer orientalisch schillernden Atmosphäre, mythischen und symbolgesättigten Vorstellungen sowie mit der Philosophie des Freimaurertums. An diesen scheinbar unvereinbaren Gegensätzen ist die Kritik, besonders am Libretto Schikaneders, bis heute nicht verstummt. In der «Zauberflöte» hat Mozart auf geniale Weise den Versuch unternommen, die einzelnen Personen je nach ihrem Rang musikalisch zu charakterisieren. Der burleske, leichte Singspielton ist dem naturhaften Vogelmenschen Papageno und seiner Papagena zugeordnet, die Opera seria mit üppigen Koloraturen gehört zur Sphäre der «sternflammenden» Königin der Nacht. Den Hauptdarstellern Tamino, Pamina und Sarastro, die humanistische Ideale im Sinne der Freimaurer verkörpern, ist eine edle, ausgewogene und, je nach der dramatischen Situation, schwärmerische, melancholische oder auch lehrhafte Musik zugedacht. Dank Mozarts Kunst der Vermittlung von Kontrasten, in Verbindung mit der freimaurerischen Idee von der Vereinigung der Gegensätze durch ein höheres Prinzip, ist die «Zauberflöte» bis heute eine der schönsten Opern überhaupt geblieben. Die brillante musikalische Ausführung durch den Chor und das Symphonieorchester des schwedischen Radios unter der Leitung von Eric Ericson und ein hervorragendes, frisches Sängerensemble besitzt beträchtliche, mozartgerechte Qualitäten.

*

Bergmans Adaption erscheint wohl deshalb so werkgerecht und mozartgetreu, weil er seine Inszenierung ebenfalls ganz auf diese «Vereinigung der Gegensätze» ausgerichtet hat. Er erreicht dies insbesondere dadurch, dass er immer wieder das aufmerksam zusehende und -hörende Gesicht eines jungen Mädchens einblendet, das mit seinem sich verändernden mimischen Ausdruck nicht nur die Übergänge zwischen den Szenen, sondern auch zwischen den verschiedenen Bedeutungsebenen vermittelt. Bergman hält sich recht eng an die Vorlage, wenn er auch durch Szenenumstellungen (besonders im 2. Akt), Textstraffungen, moderne umgangssprachlich gefärbte Dialoge und andere Modifikationen kleine, aber entscheidende Akzente setzt, die einer besseren Verständlichkeit des Geschehens dienen. Pamina ist nicht nur die Tochter der Königin, sondern auch Sarastros, wodurch das Verhalten der beiden



Gegenspieler, die die Mächte des Dunkels und des Lichts symbolisieren, als zerstrittene Eltern begreiflicher wird. Die «heiligen Hallen» sind hier keine ägyptischen Tempelräume, sondern erinnern eher an die Gemächer eines nordischen königlichen Gelehrten und Magiers, seine Priester an die Tafelrunde des Königs Artus und einmal gar an die Abendmahlszene. Bereits die Ouvertüre ist eine einzige Huldigung an die Universalität Mozart'scher Musik: Gesichter von Zuhörern – Kinder und Alte, Frauen und Männer, Weisse und Farbige – werden im Rhythmus der Musik stellvertretend für die ganze Menschheit aneinandergefügt. Über den ganzen Film ist eine Fülle heiterer bis spitzbübischer Einfälle und ironisch-verfremdender Effekte verstreut, um Spielcharakter und Atmosphäre zu schaffen, ohne dass dadurch die Oper auch nur im geringsten beeinträchtigt oder verfälscht würde. Im Bild erscheinen Tafeln, auf denen die gesungenen Texte stehen; die drei Knaben schweben in einer Luftballongondel auf und nieder und liefern sich gar eine Schneeballschlacht; die Kamera erfasst Papageno schon, wenn er sich eilends für den Auftritt bereit macht; in der Pause wandelt der Priesterchor gemächlich auf der Bühne herum, Sarastro studiert die «Parsifal»-Partitur, die Königin raucht Zigarette unter einer Rauchverbotstafel, Tamino und Pamina spielen Schach; nach Papagenos halbherzigem Selbstmordversuch sitzt er mit Papagena auf einer Bank und zusammen «entblättern» sie sich ihrer dunklen Winterkleider usw. Dank des Playback-Verfahrens (getrennte Bild- und Tonaufnahmen) agieren die Sänger gelöst, beschwingt und natürlich, ohne jedoch die Anstrengungen des Singens ganz zu verbergen. Besonders gelungen scheint mir auch die Kameraarbeit zu sein: Die Kamera wird, in Verbindung mit einer rhythmisch subtil auf die Musik abgestimmten Montage, konsequent als eine Art Mitspieler eingesetzt. Sie befindet sich mal vor, mal auf, mal hinter der Bühne, sie ist überall dabei, wechselt die Perspektive, spielt und schwingt mit und schafft eine fröhliche, augenzwinkernde Komplizität mit den Zuschauern im Kinosaal, setzt aber auch düstere, dramatische Akzente in den Prüfungsszenen. So ist es Bergman auf staunenswerte Weise gelungen, auch optisch die Ebene des Märchenspiels, burleskes Wiener Volkstheater, freimaurerisches Einweihungsspiel und Menschheitsdrama nahtlos miteinander zu verbinden.

★

Erstaunlich auch, dass diese «Zauberflöte»-Adaption bei aller Mozarttreue dennoch in mancher Beziehung ein echter «Bergman» ist. Das lässt sich nicht nur an Bildzitaten aus früheren Filmen (etwa «Schreie und Geflüster» und «Persona»), sondern vor allem an thematischen Bezügen belegen. In seinem ganzen bisherigen Lebenswerk

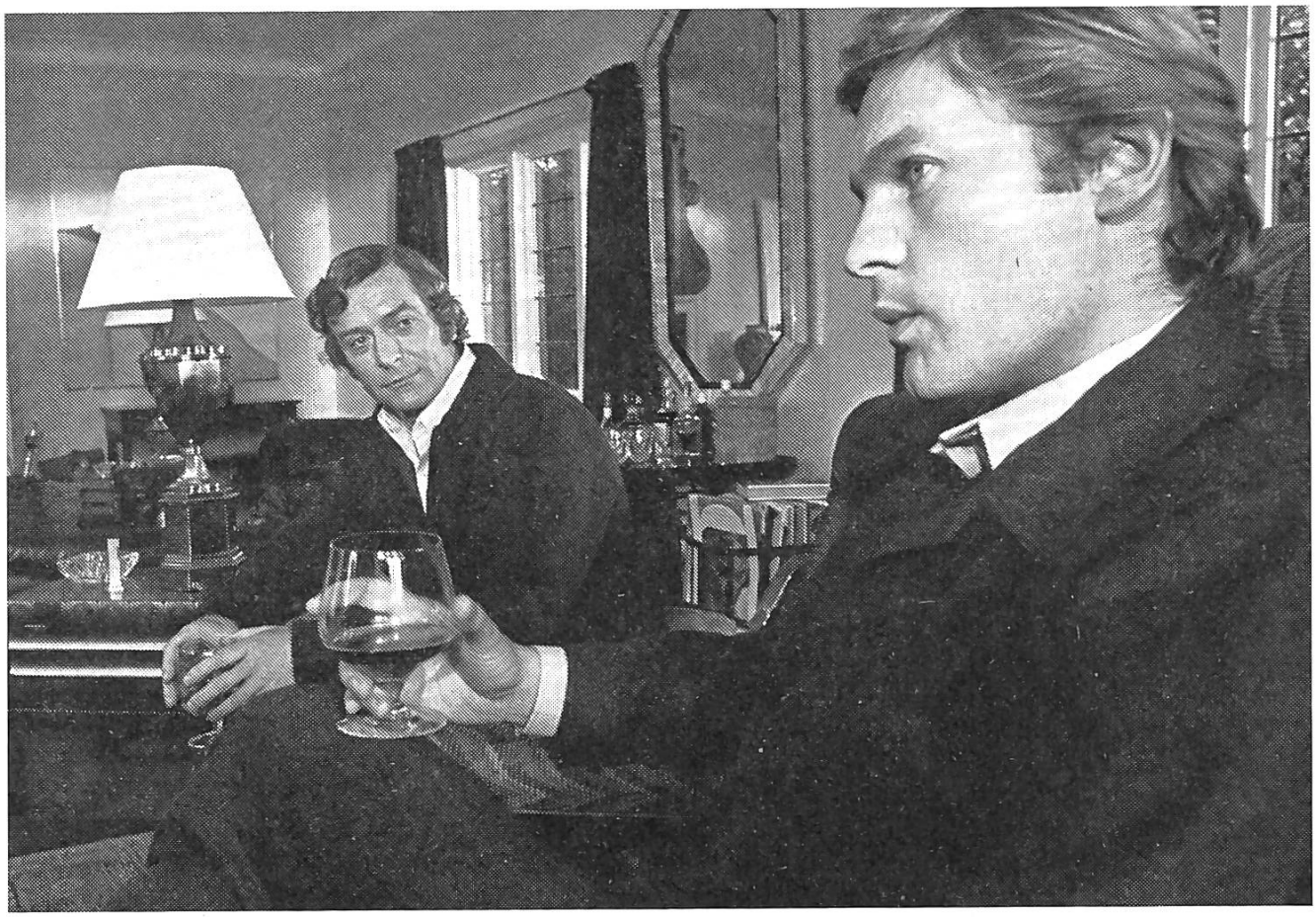
befasste sich Bergman grüblerisch und bohrend mit den Beziehungen zwischen Mann und Frau und deren Bedrohung durch die Unmöglichkeit echter Kommunikation, durch Kampf, Leere und Verzweiflung. Auch in der «Zauberflöte» findet dieser Kampf statt, der ausgetragen wird zwischen den Mächten der Finsternis und des Lichtes. Er wird ins Helle und Optimistische gewendet dank Güte, Toleranz und Liebe, die erst Partnerschaft und Verbundenheit ermöglichen. Diese Entkrampfung ins Spielerische, Überwirkliche, Apollinische hat Bergman auf beeindruckende Weise mitvollzogen. Und so erscheint seine «Zauberflöte» manchmal als Kontrapunkt und Komplementärwerk zu vielen seiner Filme, insbesondere jedoch zu «Szenen einer Ehe».

Franz Ulrich

The Romantic Englishwoman

Grossbritannien/Frankreich 1975. Regie: Joseph Losey (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/327)

Frauenschicksale – vor allem die Problematik der unerfüllten Frau – haben Joseph Losey immer wieder zu Filmen inspiriert. Seine lange Filmographie ist durchzogen von Werken, welche die Suche der Frau nach eigener Lebensgestaltung signalisieren und dann vielfach die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten im Zusammenleben mit dem Partner beschreiben: «Eva», «Modesty Blaise», «Secret Ceremony», «The Go-Between», «A Doll's House». In «The Romantic Englishwoman» wird diese Thematik erneut aufgenommen, schlicht, präzise und überzeugend. Losey hat in diesem Film zu einer bestechenden, klaren Einfachheit gefunden, zu einer Geradlinigkeit, die in seinen letzten Filmen schon angekündigt ist und die er jetzt strikte durchhält. Der Einfluss von Bert Brecht, mit dem Losey befreundet war und in den Vereinigten Staaten zusammengearbeitet hat, bevor er seine Heimat unter dem Druck des McCarthy-Ausschusses gegen «unamerikanische Umtriebe» verlassen musste, ist im Schaffen des jetzt 66jährigen Filmdichters unterschwellig immer feststellbar; in «The Romantic Englishwoman» stärker als auch schon.
Der Reinheit des Stils und der Erzählweise – erneut erweist sich Losey als subtiler Handwerker, indem er Film nicht erneuert, aber die vorhandenen Möglichkeiten brillant und überzeugend einsetzt – entspricht die Story. Sie atmet den Hauch der banalen Dreiecksgeschichte, ja des Groschenromans und ist doch unendlich viel mehr: Begrenzung des Möglichen in einem gesellschaftlichen Bezugssystem. Elizabeth (Glenda Jackson), Gattin des erfolgreichen und demzufolge begüterten Schriftstellers und Drehbuchautors Lewis Fielding (Michael Caine) fühlt sich unausgefüllt und reist zu einer Spritztour nach Baden-Baden. Dort begegnet sie Thomas Hursa (Helmut Berger), einem Schmarotzer der gehobenen Gesellschaft, der sich von gelangweilten Damen aushalten lässt, gelegentlich Rauschgift oder schicke Wagen über die Grenze schiebt und sich Dichter nennt. Der Knoten zur fatalen Dreiecksgeschichte ist geschürzt. Thomas sucht die Familie Fielding in England auf, nistet sich ein, Elizabeth betrügt schliesslich ihren Gatten mit dem Jüngling, bricht mit diesem unsteten Hasardeur aus der für sie langweilig gewordenen Geborgenheit aus, um schliesslich erkennen zu müssen, wie unmöglich die Flucht ist, indem sich die harte Wirklichkeit den romantischen Vorstellungen eines ungebundenen Lebens entgegenstellt.
Losey inszeniert diese einfache Geschichte auf zwei Ebenen und entreisst sie damit ihrer Banalität. Da ist die verfremdende Schicht des Erfolgsschriftstellers, der den Auftrag erhalten hat, ein Drehbuch zu schreiben, eine psychologische Studie über eine moderne Frau – eine langweilige Idee, wie er feststellt. Er will die Langeweile überwinden, indem er die Geschichte als Thriller ausstattet. Eine Frau reist nach Frankreich oder Deutschland, um sich selber zu finden, ihre innere Unzufriedenheit zu überwinden. Sie wird in eine Liebesaffäre verstrickt. Ihr Gatte folgt ihr nach, rettet



sie. Die Frau sieht schliesslich ein, dass er ein feiner Kerl ist. Parallel dazu ereignet sich auf der realen Ebene der Ausbruch Elizabeths, zuerst in der harmlosen Form ihres Abstechers nach Baden-Baden, dann in der sich anbahnenden Zuneigung zu Thomas, die mit dem Betrug an Lewis und der Flucht aus der Einöde ihres Daseins in ein romantisches Abenteuer endet.
Bei Lewis nun beginnen sich Realität und Fiktion zu vermischen. Elizabeths erste Begegnung mit Thomas im Lift eines Badener Nobelhotels malt er sich als verworfen-erotische Situation aus. Das Produkt seiner Phantasie beginnt Zweifel zu schüren. Die Frage, ob sich nicht alles vielleicht doch so zugetragen habe, hängt in der Luft, ein unbeantworteter Telephonanruf nährt das Feuerchen. Elizabeth ihrerseits weicht einer klärenden Aussprache aus, erzählt, heimgekehrt, auch wiederum nur die halbe Wahrheit. Die Spannung wächst, die allein auf dem Fundament materieller Sicherheit aufgebaute Ehe erweist sich als bröckelig, auch wenn mit versöhnlichen Szenen Liebe vorgetäuscht wird. Und als sich Thomas im Haus der beiden einnistet, bleibt aus, was allein zumindest den Schein der heilen Ehe hätte retten können: der Hinauswurf. Elizabeths Forderung danach bleibt kraft- und wirkungslos, Lewis widersetzt sich ihm in der fast teuflischen Absicht, nicht nur die Wahrheit zu erfahren, sondern auch Inspiration für seine Arbeit zu gewinnen. Er provoziert so lange, bis seine Frau schliesslich an ihre Chance glaubt, Thomas mehr zubilligt, als ihm zusteht und den Ausweg aus der verfahrenen Lage schliesslich in der Flucht sieht. Das Ende ist Reue und Verzweiflung. Lewis, der seine Frau heimholt, ist keineswegs der strahlende Held, wie er sich ihn in einem früheren Stadium ausgemalt hat, Elizabeth geschlagen von der Erfahrung ihrer Unfähigkeit, ein neues Leben zu beginnen, den ausgetretenen Pfad zu verlassen. Was bleibt ist eine tiefe, unheilbare Wunde.
Was Nora in «A Doll's House» noch vergönnt war, nämlich aus ihrem goldenen Käfig der Ehe auszubrechen – ins Ungewisse zwar, aber immerhin –, bleibt der alternden Elizabeth verwehrt. Sie bleibt Gefangene einer einseitigen Ehe ohne Aussicht auf

Veränderung. Ihr Mann, ein Tyrann auch wie Helmer, der Gatte Noras, aber einer der subtilen Sorte, der nur das Gute will und nicht bemerkt, welchen Terror er auszuüben beginnt, hat sie total in Besitz genommen, sie in den Möglichkeiten einer Entfaltung derart eingeschränkt, dass sie zur Veränderung gar nicht mehr fähig ist. Die Loslösung von Lewis bedeutet gezwungenermassen Scheitern. Losey hat dieses Drama einer in ihrer Ehe gefangenen und frustrierten Frau keineswegs als schweres Drama inszeniert, wiewohl die tragischen Züge überzeugend zur Darstellung kommen. Es überrascht, mit welcher Leichtigkeit der schwere Stoff gestaltet wird, mit welch feinem Gefühl für Humor auch in der ernsten Situation das Werk ausgestattet ist. Loseys Figuren gewinnen zwar nie jenen symbolischen Stellenwert wie etwa jene eines Bunuels oder Pasolinis, aber sie sind doch mehr, als was sie auf Anhieb erscheinen. Elizabeth und Lewis haben durchaus gesellschaftsrelevante Züge, sind, obschon Vertreter eines exklusiven Bürgertums, in ihrer Handlungsweise konform und beispielhaft. Loseys Film ist mehr als eine Filmerzählung; er wird zur Allegorie für eine Gesellschaft, die sich je länger je mehr als eine emanzipierte versteht und gar nicht merkt, dass sie immer feinere und unmerklichere Mittel der Unterdrückung erfindet. Sie führen zu jener Identitätskrise, die in Elizabeth aufbricht und die Glenda Jackson nuanciert und sublim darzustellen weiss, das Altern der Elizabeth ebenso differenziert einbeziehend wie die Ausstrahlung, die von dieser Frau ausgeht, in der die Erkenntnis und die Unabänderlichkeit ihrer Lage zu einer inneren Auseinandersetzung führen, welche Verwirrung auslöst und tiefe Spuren hinterlässt.
Glenda Jackson, äusserlich unscheinbar, aber voll innerer Wärme und Menschlichkeit, sympathisch selbst noch in ihrem Unvermögen und ihrer Verwirrtheit, wird von Joseph Losey kontrapunktisch zur Inszenierung eingesetzt. Diese erscheint eisigkühl, jeglichen Sentiments entledigt, ungeheuer sachlich und beinahe mathematisch exakt. Ein unheimlich präzises Timing, ein nüchterner, absolut logischer Rhythmus und spätherbstliche Farben ohne Glanz und Wärme vermitteln die Kälte einer Welt, in der alles zweckgerichtet ist und nichts dem Zufall überlassen wird. Die aus ihr flüchtende Frau wird so sicher wieder eingeholt, wie Thomas, letztlich auch ein Flüchtling, von einer Ordnungsmacht gestellt wird. Die von Losey inszenierte Welt ist die kalte Welt des Lewis Fielding, der sich sein Geld damit verdient, dass er Liebe, Abenteuer und Romantik über die Medien Buch und Film konstruiert, als Ersatz für verlorene Gefühle gewissermassen. Wie – ein einziges Mal nur – das Produkt seiner Phantasie mehr als Konstruktion von Illusionen, nämlich Wirklichkeit wird, ist er nicht fähig zu begreifen. Das ist es, was diesen Film so hoffnungslos erscheinen lässt.

Urs Jaeggi

Fatti di gente per bene/La grande bourgeoise (Die Affäre Murri)

Italien/Frankreich 1974. Regie: Mauro Bolognini (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/305)

Mauro Bolognini ist bei uns einem breiteren Publikum noch nicht allzulange bekannt, obwohl er seit über zwanzig Jahren regelmässig Filme gemacht hat. Erst mit «Imputazione omicidio» (Unter Mordanklage, 1973), und vorab mit «Metello» (1970) der, obwohl älteren Datums, dennoch erst vorletzte Saison bei uns zu sehen war, machte er trotz relativ schlechter Programmation von sich reden: Die sensible und sorgfältige Verfilmung des gleichnamigen Romans von Vasco Pratolini schilderte in Bildern von bestechender Schönheit die psychologische und politische Entwicklung eines jungen Florentiner Arbeiters der Jahrhundertwende, der sich mehr und mehr für die Rechte seiner Klasse einzusetzen lernt. Einer der Vorzüge dieses Werks war gewiss der überwiegend geglückte Versuch, soziale und individuelle Probleme in ihrer gegenseitigen Bedingtheit darzustellen.
Zwei Gefahren vermochte Bolognini allerdings schon damals nur knapp zu entge-

KURZBESPRECHUNGEN

35. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» **19. Nov. 1975**

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

L'agression (Aggression) 75/316

Regie: Gérard Pirès; Buch: Jean-Patrick Manchette und G. Pirès nach dem Roman «The Shresdale Exit» von John Buell; Kamera: Silvano Ippoliti; Musik: Robert Charlebois; Darsteller: Jean-Louis Trintignant, Catherine Deneuve, Claude Brasseur, Philippe Brigaud, Michelle Grellier u.a.; Produktion: Frankreich/Italien 1975, Gaumont/Primex Italiana, 105 Min.; Verleih: Impérial, Lausanne.

Ein Mann macht Jagd auf drei Rocker, die, so glaubt er, seine Frau und seine kleine Tochter vergewaltigt und umgebracht haben. Er wird begleitet von seiner Schwägerin, die in ihm ihr Bild des Mannes verwirklicht sieht: aus dem gewöhnlichen Tramp ausbrechend, vital. Nachdem er einen der drei verdächtigen Rocker umgebracht hat, erfährt er, dass in Wirklichkeit ein Geisteskranker der Täter war. Ein Film mehr, der das Vorhandensein von Aggression zwar registriert, es jedoch versäumt, den Ursachen dafür nachzugehen.

E

Aggression

Bite the Bullet (700 Meilen westwärts) 75/317

Regie und Buch: Richard Brooks; Kamera: Harry Stradling Jr.; Musik: Alex North; Darsteller: Gene Hackman, Candice Bergen, James Coburn, Ian Bannen, Jan-Michael Vincent, Ben Johnson u.a.; Produktion: USA 1975, Columbia, 131 Min. (gekürzt); Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Im amerikanischen Westen wird ein Langstrecken-Wettreiten ausgetragen, für das ein Zeitungsbesitzer einen Geldpreis ausgeschrieben hat. In abenteuerlichen und dramatischen Episoden, die den Verlauf des Rennens bestimmen, werden Typen herausgearbeitet und die Beziehungen der Konkurrenten untereinander entwickelt. Sorgfältig und in grosszügigen Bildern gestaltete Unterhaltung, in der auch die Grenzen des Wettbewerbs-Denkens zur Sprache kommen. →22/75

E★

Siebenhundert Meilen westwärts

The Golden Voyage of Sindbad (Sindbads gefährliche Abenteuer) 75/318

Regie: Gordon Hessler; Buch: Brian Clemens; Kamera: Ted Moore; Musik: Miklos Rozsa; Darsteller: John Philip Law, Caroline Munro, Tom Baker, Gregoire Aslan, Martin Shaw u.a.; Produktion: USA 1973, Charles H. Schneer und Ray Harryhausen für Morningside-Columbia, 105 Min.; Verleih: DFG, Genf.

Auf der abenteuerlichen Fahrt zur geheimnisvollen Insel Lemuria gelingt es dem kühnen Seefahrer Sindbad, einem Grosswesir im Kampf gegen dessen Widersacher, einen bösen Zauberer, und seine Kreaturen Krone und Macht zurückzugewinnen. Die orientalische Geschichte in einer grobschlächtigen und wenig märchenhaften Verfilmung, die jedoch in der Eingliederung von Trickaufnahmen in Realszenen eine staunenswerte Perfektion erreicht.

J

Sindbads gefährliche Abenteuer

TV/RADIO-TIP

Samstag, 22. November

10.00 Uhr, DRS II

Korruption im Justizpalast

Ugo Betti (1892–1953), der wohl bedeutendste italienische Dramatiker nach Pirandello, war eigentlich Jurist. Er amtierte mehrere Jahre in Rom als Richter. Aus dieser Erfahrung heraus entstand 1949 sein erfolgreiches Stück «Korruption im Justizpalast». Es handelt von Machtkämpfen und Intrigen, aber auch von der beruflichen Problematik rechtsprechender Persönlichkeiten (Zweitsendung: Sonntag, 23. November, 21 Uhr).

Sonntag, 23. November

20.15 Uhr, DSF

The Deadly Affair (Anruf für einen Toten)

Spielfilm von Sidney Lumet (Grossbritannien 1966), mit James Mason, Simone Signoret, Maximilian Schell, Harriet Andersson. – Im Stile des Kriminalrätsels unterhält dieser britische Agentenfilm mit der Suche nach dem Täter zweier politischer Morde. Das nach einem Roman von John Le Carré knapp und intelligent inszenierte Spannungsstück liegt gestalterisch über dem Durchschnitt und wahrt trotz bitterer Grundtendenz die Wertproportionen einigermassen.

20.15 Uhr, ARD

Die Acht vom Centerprise

Die Acht vom Centerprise sind Leute, die keine Karriere machen wollen, sondern die bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Herkunft und Ausbildung gemeinsam haben, dass sie Hilfsbedürftigen zur Verfügung stehen. Centerprise (eine Zusammenziehung von Centre und Enterprise = ein Unternehmen, das mutigen Zugriff erfordert und Schwierigkeiten macht) ist das, was die Engländer eine «registered charity» nennen, ein eingetragener Wohltätigkeitsverein. Vor vier Jahren wurde Centerprise in Hackney, dem Mittelpunkt des Londoner East Ends, gegründet. Centerprise ist eine Gruppe, die Anregungen gibt und immer wieder versucht, Menschen zur Selbsthilfe zu bringen.

22.05 Uhr, ARD

The Last Hunt (Die letzte Jagd)

Spielfilm von Richard Brooks (USA 1955), mit Stewart Granger, Robert Taylor, Lloyd Nolan. – In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts im amerikanischen Mittelwesten spielende Geschichte um zwei Büffeljäger, von denen der eine im blindwütigen Töten von Indianern und Büffeln die einzige Möglichkeit einer Selbstbestätigung sieht. Der thematisch bemerkenswerte Wildwestfilm weist neben eindrücklichen Szenen auch einige Unwahrscheinlichkeiten und Konzessionen auf.

23.05 Uhr, ZDF

Yellow Sky (Herrin der toten Stadt)

Spielfilm von William A. Wellman (USA 1948), mit Gregory Peck, Richard Widmark, Anne Baxter. – Spannende Auseinandersetzung zwischen demobilisierten amerikanischen Bürgerkriegssoldaten, die in einer verlassenen Goldgräberstadt den Schatz der beiden einzigen Bewohner an sich zu bringen trachten. In kraftvollen Bildern gedrehter und psychologisch vertiefter, stilistisch indes nicht ganz einheitlicher Western über den Konflikt zwischen Gut und Bös.

Montag, 24. November

21.15 Uhr, ZDF

The Landlord (Der Hausbesitzer)

Spielfilm von Hal Ashby (USA 1970), mit Beau Bridges, Walter Brooke, Lee Grant. – Hal Ashbys erster Spielfilm erhebt keineswegs den Anspruch, einen ernsthaften Beitrag zur Lösung der Rassenprobleme in den USA zu liefern. In satirischer Übertreibung prügelt er statt dessen, wie ein Kritiker es formulierte, «auf sämtliche ‚heiligen Kühe' Amerikas ein». Das weisse Bürgertum wird erbarmungslos karikiert; aber Ashby baut auch keineswegs die Getto-Bewohner als idealisiertes Gegenbild auf. Am Ende bleibt die pessimistische Bilanz, dass jeder, der die Grenzen eines Gettos überschreitet, vermutlich auf der einen Seite Unverständnis und auf der anderen Vorurteile provozieren wird.

De Grotzepuur 75/319

Regie und Buch: Mark Rissi; Musik: Pepe Solbach (Gruppe Taret); Darsteller: Schaggi Streuli, Verena Leimbacher, Peter Holliger, Walo Lüönd, Ines Torelli, Walter Morath, Valerie Steinmann, Jörg Schneider u.a.; Produktion: Schweiz 1975, Logos Film, 102 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Es ist Rissi nur bedingt geglückt, mit den Elementen des unterhaltenden Dialektfilmes auf die Grausamkeit industrieller Tierhaltung hinzuweisen. Das liegt, zum Teil zumindest, an den von Schaggi Streuli geschriebenen Dialogen, die allzu bieder sind und in oftmals erschreckender Weise an ein Dialektfilmschaffen unseligen Angedenkens erinnern. Es liegt aber auch an den dramaturgischen Mängeln dieses Erstlings, in dem es zuviel Ungereimtes gibt. Langweilig ist der Film indessen keineswegs. →23/75

J

Histoire d'O (Geschichte der O) 75/320

Regie: Just Jaeckin; Buch: Sébastien Japrisot nach dem gleichnamigen Roman von Pauline Réage; Kamera: Robert Fraisse; Musik: Pierre Bachelet; Darsteller: Corinne Clery, Udo Kier, Anthony Steel, Jean Gaven u.a.; Produktion: Frankreich 1975, Gérard Lorin, Eric Rochat, 112 Min.; Verleih: Cinévox, Genf.

Ein junges Mädchen wird durch ihren Geliebten und seinen älteren Freund dazu gebracht, ihnen und anderen Männern jederzeit und auf jede Weise, auch für Züchtigungen, zur Verfügung zu stehen. Ihre absolute Selbstaufgabe und Unterwürfigkeit werden als Zeichen ihrer Liebe und Selbsterfüllung gewertet. Das optisch und akustisch geschleckte sadomasochistische Machwerk könnte als lächerlicher Kitsch abgetan werden, läge ihm nicht eine sexualfaschistische Haltung zugrunde, die der Frau Existenzberechtigung nur als Lustobjekt des Mannes zubilligt. →22/75

E

Geschichte der O

L'incorrigible (Der Unverbesserliche) 75/321

Regie: Philippe de Broca; Buch: Michel Audiard und Ph. de Broca; Kamera: Jean-Bernard Penzer; Darsteller: Jean-Paul Belmondo, Geneviève Bujold, Julien Guiomar, Charles Gérard, Daniel Ceccaldi, Capucine, Andréa Ferréol u.a.; Produktion: Frankreich 1975, Les Films Ariane, 98 Min.; Verleih: Idéal Film, Genf.

Victor Gauthier, ein unverbesserlicher Gauner und Don Juan, stürzt sich nach dreimonatiger Haft gleich wieder in neue, fragwürdige Unternehmungen. In einem rasanten Handlungsablauf mit brillanten Einfällen erlebt der Held seine Abenteuer. Ein routiniert gemachter Unterhaltungsfilm ohne nennenswerten Tiefgang, der nicht den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden. →22/75

J

Der Unverbesserliche

The Little Prince (Der kleine Prinz) 75/322

Regie: Stanley Donen; Buch und Liedertexte: Alan Jay Lerner, nach der gleichnamigen Erzählung von Antoine de Saint-Exupéry; Kamera: Christopher Challis; Darsteller: Richard Kiley, Steven Warner, Bob Fosse, Gene Wilder, Donna McKechnie u.a.; Produktion: USA 1975, Stanley Donen, 88 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Die Geschichte vom kleinen Prinzen, der einem in der Wüste notgelandeten Piloten von seinen Begegnungen auf kleinen Planeten und auf der Erde erzählt. Die mit Musicalnummern garnierte, schwerfällige Verfilmung wird, von einigen Szenen abgesehen, der poetisch-zarten Vorlage Saint-Exupérys in keiner Weise gerecht, sondern stellt sich mit ihren aufdringlichen und teilweise geschmacklosen Bildern einer unvoreingenommenen Lektüre geradezu in den Weg.

K

Der kleine Prinz

Mittwoch, 26. November

21.00 Uhr, DRS II

Entstehung und Behauptung der schweizerischen Arbeiterbewegung

Die schweizerischen Gewerkschafter und Sozialdemokraten erinnern sich dieses Jahr an den Arbeiterpionier Herman Greulich, welcher vor 50 Jahren gestorben ist. Dabei geht es nicht um Personenkult; man kann sich aber am Beispiel dieses Mannes ein Bild davon machen, wie mühselig die Anfänge der Gewerkschaft in unserem Lande gewesen sind, in welch bedrängter Lage die Industriearbeiter waren und welche Opfer die Pioniere der schweizerischen Arbeiterbewegung zu bringen hatten. Wenn Professor Markus Mattmüller den Kampf des Breslauer Bundbindergesellen Herman Greulich darstellt, welcher 1864 in unser Land gekommen ist und mehr als 60 Jahre lang mit der zürcherischen und der schweizerischen Arbeiterbewegung verbunden blieb, berichtet er im Grund genommen über ein Heer von namenlosen Kämpfern dieser Arbeiterbewegung.

21.15 Uhr, DSF

Kein Grund zur Unruhe

«Kein Grund zur Unruhe» ist der Titel eines WDR-Films nach Recherchen an verschiedenen Orten der Bundesrepublik Deutschland, die einer ähnlichen Umweltgefährdung ausgesetzt sind, wie sie im Film geschildert wird. Er spiegelt am Fall der fiktiven Kleinstadt Neuenstedt die Problematik von industriellem Wachstum einerseits und steigender Umweltbelastung andererseits. Ein «Neuenstedt» gibt es überall dort, wo sich der industrielle Fortschritt ungebändigt und unkontrolliert über die Grenzen der Belastbarkeit der Umwelt hinwegsetzt. Aber es gibt auch immer häufiger die Bürger von «Neuenstedt» – Menschen, die solche Konflikte nicht länger passiv hinzunehmen gewillt sind, sondern sich aktiv einschalten, um sie für sich selbst zu entscheiden.

Donnerstag, 27. November

16.05 Uhr, DRS I

Im Kreis

Im Kreis befindet sich ein Punkt. Diese graphische Darstellung ist Symbol für das Eingeschlossensein eines Menschen in seiner durch viele Umstände geprägten Umwelt. Ist ein Ausbruch möglich? Wenn ja, nur mit Hilfe eines Verbrechens. Wird dieses Verbrechen begangen werden? Vater und Tochter spielen die Möglichkeiten durch. – Benno Meyer-Wehlack, geb. 1928, gehört zum bewährten Stamm deutscher Hörspiel- und Fernsehspielautoren (Zweitsendung: Dienstag, 2. Dezember, 20.05 Uhr).

20.25 Uhr, DSF

Heute abend in der Strafanstalt

Über die Art und Weise des Strafvollzugs gehen auch in unserem Lande die Meinungen weit auseinander. Wenn früher vor allem Sühne, Busse, Zwangsarbeit und Versorgung der Rechtsbrecher zum Schutze der Öffentlichkeit gefordert wurde, so verlangen heute die Reformer in erster Linie Erziehung und Vorbereitung des Strafgefangenen auf den Wiedereintritt ins bürgerliche Leben. Dabei spielt die Bevölkerung eine entscheidende Rolle. Wenn «Ehemalige» an ihrem Arbeitsplatz, in der Freizeit und bei der Suche nach einer Unterkunft von der Gesellschaft brüskiert, schikaniert und verstossen werden, gelingt die Wiedereingliederung nicht, der Strafentlassene wird bald wieder straffällig. In der Rückfälligenanstalt Thorberg ob Krauchthal (BE) wird das Thema Strafvollzug mit Gefangenen, Vollzugspraktikern, Behördenvertretern und Kritikern live diskutiert.

Freitag, 28. November

22.00 Uhr, DSF

«Schriftsteller und Macht»

Am 4. Oktober stellten sich in Zürich die drei Schriftsteller Max Frisch, Günter Grass und Adolf Muschg in einer öffentlichen Diskussion über die Problematik «Schriftsteller und Macht». Ursprünglich stand diese Veranstaltung im Zusammenhang mit Adolf Muschgs Kandidatur für den Ständerat, weshalb mit der Ausstrahlung dieses Podiumsgesprächs gewartet werden musste. Das Fernsehen DRS hat die Aufzeichnung der ursprünglich rund drei Stunden dauernden Veranstaltung, an der die drei prominenten Gesprächsteilnehmer zu Fragen des Intellektualismus, der politischen Utopie und der Opposition Stellung nahmen, auf eine Stunde gekürzt. Dabei wurde sowohl auf die allzu lokalen Teile als auch auf diejenigen, die sich auf die damals bevorstehenden Wahlen bezogen, verzichtet.

Mädchen ohne Männer 75/323

Regie: Erwin C. Dietrich; Buch: Manfred Gregor; Kamera: Peter Baumgartner; Musik: Walter Baumgartner; Produktion: BRD 1975, Avis-Film, ca. 85 Min.; Verleih: Elite Films, Zürich.

Sexuelle Aufklärung im Mädchenpensionat wird sogleich in die Praxis umgesetzt, in Ermangelung an Männern zumeist auf dem Wege der Selbstbefriedigung. Dietrich lässt keine Zweifel darüber offen, dass er das abflauende Geschäft mit dem deutschen Sexfilm durch den schrittweisen Einbezug von Pornographie zu neuer Blüte treiben will.

E

Numéro deux (Nummer zwei) 75/324

Regie: Jean-Luc Godard; Video-Ingenieur: Gérard Teissedre; Technische Mitarbeit: Milka Assaf und Gérard Martin; Darsteller: Sandrine Battistella, Pierre Oudry, Alexandre Rignault, Rachel Stéfanopolis u. a.; Produktion: Frankreich 1975, Anne-Marie Miéville und Jean-Luc Godard, Sonimage/Bela/SNC, 90 Min.; Verleih: Monopole-Pathé, Genf.

Indem Jean-Luc Godard bruchstückhaft das Alltagsleben einer aus drei Generationen bestehenden Arbeiterfamilie und insbesondere die Abhängigkeit der auf Haushalt, Kinder und Bett eingeschränkten Frau darstellt, reitet er eine wütende Attacke gegen die Konsumgesellschaft. Die mittels Videotechnik – sie ermöglicht gleichzeitig mehrere Fernsehbilder auf der Leinwand – zusammengefügten Realitäts-Fetzen und -Fragmente ergeben ein krudes, bedrückendes Werk, das nur schwer zugänglich sein dürfte. →23/75

E

Nummer zwei

Piedone a Hongkong (Plattfuss räumt auf) 75/325

Regie: Steno; Musik: Guido und Maurizio De Angelis; Darsteller: Bud Spencer, Al Lettieri, Enzo Cannavale, Renato Scarpa, Francesco De Rosa u. a.; Produktion: Italien 1975, Mondial Te. Fi, 115 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Ein neapolitanischer Kommissar folgt den Spuren eines Rauschgiftringes nach Fernost, wo er in karatehaltige Schlägereien und andere Kämpfe verwickelt wird. Wieder in Neapel, stellt er einen Verräter aus den eigenen Reihen. Leidlich unterhaltsam abspulender Film, in dem Bud Spencer, wie üblich brummig und gutherzig, mit seinen Fäusten die überzeugendsten Akzente setzt. – Ab etwa 14 möglich.

J

Plattfuss räumt auf

Posse (Tag der Abrechnung) 75/326

Regie: Kirk Douglas; Buch: William Roberts und Christopher Knopf; Kamera: Fred J. Koenekamp; Musik: Maurice Jarre; Darsteller: Kirk Douglas, Bruce Dern, Bo Hopkins u. a.; Prod.: USA 1974, Bryna, 93 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Ein traditioneller, im Texas des Jahres 1890 spielender Western von und mit Kirk Douglas. Die dramatische Handlung verführt indessen dazu, spekulative Bezüge zur tagespolitischen Aktualität in den Vereinigten Staaten des Jahres 1974 herzustellen. Um der verschlüsselten «Botschaft» willen hat die rhythmisch-epische Erzählform des «klassischen» Western nervöser Akzentuierung zu weichen: zeitlos scheinende Handlungsmuster werden aktueller Thematik unterordnet. Indes: Noch immer spiegelt sich in dem markanten, energiegeladenen Gesicht von Kirk Douglas, der als Schauspieler dem Regisseur Douglas weit überlegen ist, etwas von zeitloser Frontier-Romantik.

E

Tag der Abrechnung

Samstag, 29. November

18.00 Uhr, DSF

Magazin Privat

Der Film «Die langen Tage der Erika S.», der am 12. November erstmals gezeigt wurde (vgl. ZOOM-FILMBERATER 21/75, S. 25), schildert «Alltägliches aus dem Leben einer berufstätigen Mutter». Im «Magazin Privat» wird in einer Gesprächsrunde die Problematik des Films aufgegriffen und von verschiedenen Seiten beleuchtet. Unter der Gesprächsleitung von Verena Grendi diskutieren die Gewerkschafterin und Nationalrätin Hedi Lang, der Amtsvormund Jules Portmann, der Personaldirektor Diethelm Zimmermann und der Arzt Felix Agosti. Unmittelbar vor der Sendung «Magazin Privat», um 17.10 Uhr, wird der Film «Die langen Tage der Erika S.» noch einmal gesendet.

20.20 Uhr, DSF

Leben und Tod König Richard des Dritten

«Richard der Dritte», wohl das meistgespielte der Königsdramen von William Shakespeare, schildert die historischen Ereignisse am englischen Hof von 1471 bis 1483. Shakespeares Richard übertrifft allerdings an skrupellosen Schandtaten den historischen Richard III. bei weitem. Manfred Wekwerth, der an Brecht geschulte DDR-Regisseur, hat das Stück neu übersetzt. Er holt die überdimensionierten Figuren, vor allem die blutrünstige Titelgestalt, vom Sokkel ihrer Un- und Übermenschlichkeit herunter. Er entkleidet sie aller Romantik, lässt sie eine moderne Umgangssprache sprechen und deutet an, dass der Mechanismus der Diktatur seit Jahrhunderten bis zum heutigen Tage den gleichen Gesetzen gehorcht. In seiner Zürcher Fassung sind Erkenntnisse der neueren Shakespeare-Forschung verarbeitet.

Sonntag, 30. November

14.50 Uhr, ZDF

homo musicus

Die erste Folge der achtteiligen Sendereihe berichtet einleitend vom Sound unserer Umwelt, von der Musik, die tagtäglich auf uns einwirkt, sei es auf der Strasse, am Arbeitsplatz, in der Kneipe, im Kaufhaus, im Konzertsaal oder in Hörfunk und Fernsehen. Das Verhältnis von Mensch und Musik in Geschichte und Gegenwart zu zeigen, ist das Anliegen der Sendereihe «homo musicus» – Zeitreport nach Noten. Es wird unter verschiedenen Aspekten beleuchtet: Musikwissenschaft (Wolf-Eberhard von Lewinski), Kulturkritik (Norbert Ely), Sozialgeschichte (Rolf Ballmann). So werden die Veränderungen unserer Gesellschaft im Spiegel der Musik von zwei Jahrhunderten verdeutlicht.

Montag, 1. Dezember

20.20 Uhr, DSF

Betrifft: Friedrich Glauser

Nicht jeder weiss, dass Friedrich Glauser, der Autor des «Wachtmeister Studer», nicht nur Kriminalschriftsteller war, sondern auch einen Fremdenlegionärroman verfasst hat und in Erzählungen, Novellen, Artikeln immer wieder für die Verschupften, für die von Armut geprägten Randfiguren der Gesellschaft eingetreten ist. Obwohl aus gutem Hause stammend, erlebte Glauser die Bedrängnisse des Asozialen in seinem eigenen schweren Leben. Aus Anlass einer Neuausgabe seiner Werke in der Originalfassung (Verlag Die Arche, Zürich) geben Felice A. Vitali ihrem Beitrag zum Fall Glauser die Form einer Ermittlung. In der Sendung wirken Persönlichkeiten mit, die dem Schriftsteller, er starb 1938 nicht ganz 42jährig am Vorabend seines Hochzeitstages, nahegestanden sind. Fast jeder dieser Zeitgenossen sieht Glauser in einem andern Licht.

Dienstag, 2. Dezember

19.30 Uhr, ZDF

Three Godfathers (Spuren im Sand)

Spielfilm von John Ford (USA 1949), mit John Wayne, Pedro Armendariz, Harry Carey jr. – Drei Banditen werden nach einem Banküberfall auf der Flucht durch die Wüste und in der Sorge um ein neugeborenes Kind zu besserem Tun geführt. Aus Western-Handlungselementen und aus der Stimmung von Landschaft und Witterung entwickelt sich eine tiefmenschliche Handlung, die trotz epischer Breite spannend und künstlerisch konzentriert erzählt wird.

The Romantic Englishwoman 75/327

Regie: Joseph Losey; Buch: Tom Stoppard und Thomas Wisseman, nach dessen gleichnamiger Erzählung; Kamera: Gerry Fisher; Musik: Richard Hartley; Darsteller: Glenda Jackson, Michael Caine, Helmut Berger, Michel Lonsdale, Beatrice Romand u.a.; Produktion: Grossbritannien/Frankreich 1975, Dial Films/Merci Metalon, 110 Min.; Verleih: Neue Interna, Zürich.

Die Dreiecksgeschichte, in der die unerfüllte Gattin eines Erfolgsautors ihren Mann mit einem Hasardeur und Rauschgiftschmuggler betrügt und mit ihm in ein romantisches Abenteuer flüchtet, aber einsehen muss, dass sie die Ketten ihrer Gesellschaft nicht zu sprengen vermag, hat Losey in dichter, verhaltener Weise, psychologisch und menschlich einfühlsam und mit einem sicheren Blick für Verhaltensweisen inszeniert. →22/75

E★★

Skräcken har 1000 ögon (Perverse Gelüste) 75/328

Regie: Torgny Wickman; Buch: Harald Garmland und T. Wickman; Kamera: Lasse Björne; Musik: Mats Olsson; Darsteller: Solveig Andersson, Anita Sanders, Hans Wahlgren, Barbro Hiort u.a.; Produktion: Schweden 1970, Swedish Film, 94 Min.; Verleih: Idéal, Genf.

Um ihre verdorbenen Instinkte zu befriedigen, behext eine junge Frau ihre schwangere Kusine und treibt sie an den Rand der Hysterie. Missratene Mischung aus Erotik und Gruseleffekten.

E

Perverse Gelüste

Trollflöjten (Die Zauberflöte) 75/329

Regie: Ingmar Bergman; Kamera: Sven Nykvist; Musik: W. A. Mozart; Musikalische Leitung: Eric Ericson; Darsteller: Josef Köstlinger, Irma Urrila, Hakan Hagegard, Elisabeth Erikson u.a. sowie Chor und Orchester des schwedischen Radios; Produktion: Schweden 1974, Schwedischer Rundfunk/TV 2, 135 Min.; Verleih: Majestic Films, Lausanne.

In dieser Opernverfilmung haben sich Mozarts musikalisches Genie und Ingmar Bergmans Können als Theater- und Filmregisseur zu einem Werk von seltener Ausgewogenheit und Schönheit verbunden. Bergman ist es durch eine behutsam den filmischen Erfordernissen angepasste Inszenierung auf überzeugende Weise gelungen, die verschiedenen Ebenen des Werkes nahtlos miteinander zu verbinden.

J★★

Die Zauberflöte

The Ultimate Warrior (New York antwortet nicht mehr) 75/330

Regie und Buch: Robert Clouse; Kamera: Gerald Hirschfeld; Musik: Gil Melle; Darsteller: Yul Brynner, Max von Sydow, Joanna Miles, Richard Kelton, Lane Bradbury u.a.; Produktion: USA 1975, Weintraub-Heller/Warner Bros., 99 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

New York im Jahre 2012: eine halbausgestorbene Müllhalde, in der Banden einander Strassenzüge streitig machen und ums Überleben kämpfen. Yul Brynner als begehrter Kämpfer wird von Max von Sydow, einem Anführer, angeheuert. Ein Zukunftsmodell, dem man ein besseres Skript und eine etwas talentvollere Regie wünschen würde, damit man sich nicht fragen muss: Was soll das alles?

E

New York antwortet nicht mehr

Mittwoch, 3. Dezember

20.25 Uhr, DSF

Menschen – Technik – Wissenschaft

Neben weiteren Berichten über laufende Forschungen bringt die heutige Magazin-Ausgabe einen Beitrag, in dem sich Stanislav Bor mit dem Problem des Hospitalismus befasst. Darunter versteht man das Phänomen, dass sich gerade in den so sauberen und sterilen Krankenhäusern immer mehr Bakterienstämme ansiedeln, die jeder Behandlung gegenüber resistent bleiben. Die Gegenmassnahmen sind umstritten und machen Ärzten und Spitälern schwer zu schaffen. Was heisst überhaupt steril? Das Kantonsspital Zürich hat seit kurzem einen eigens für dieses Problem zuständigen Spezialisten, Prof. Möller aus Schweden, angestellt, der sich aus seiner kompetenten Sicht dazu äussert.

Donnerstag, 4. Dezember

16.05 Uhr, DRS I

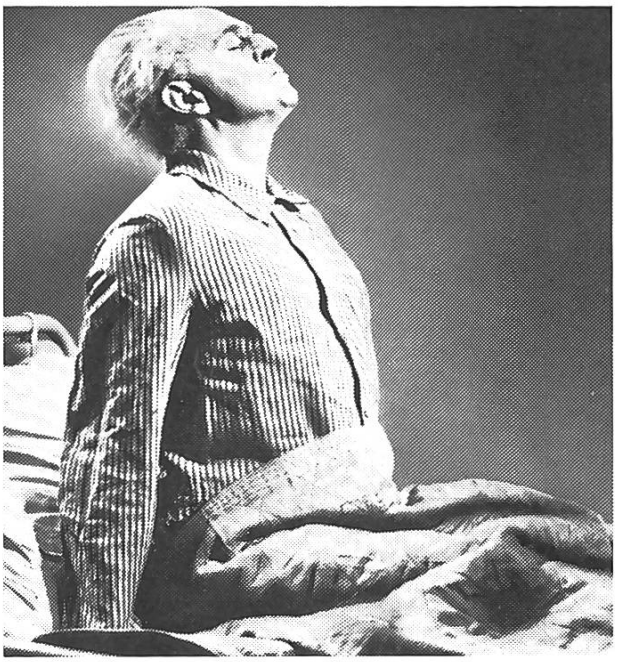
s'Spaarbuech

In seinem ersten Hörspiel horcht der Schweizer Autor Walter Kauer in eine Durchschnittsfamilie aus dem Grenzgebiet zwischen Arbeiterstand und Kleinunternehmertum hinein. Er zeigt, wie der kleine Mann die Auswirkungen der Konjunktur-Abschwächung am eigenen Leib erleben muss und formt mit der Figur der Mutter eine Art heutige Stauffacherin, der es gelingt, ihre nur an sich selbst denkenden Angehörigen davon zu überzeugen, dass mit gemeinsamem Planen und Handeln eine Krisensituation immer noch am besten gemeistert werden kann (Zweitsendung: Dienstag, 9. Dezember, 20.05 Uhr).

21.25 Uhr, DSF

Das Testament des Dr. Mabuse

Spielfilm von Fritz Lang (Deutschland 1932), mit Rudolf Klein-Rogge, Otto Wernicke, Oskar Beregi. – Der Leiter einer Nervenklinik, in der der geisteskranke Dr. Mabuse lebt, hält sich nach dessen Tod für eine Art Reinkarnation des Verstorbenen und führt als Vollstrecker seines Testaments dessen Verbrechen weiter. Fritz Lang versuchte hier, den Erfolg seines Stummfilms «Dr. Mabuse, der Spieler» (1922) zu wiederholen. Doch die für den 24. März 1933 angesetzte Uraufführung wurde abgesagt,



wenige Tage später wurde der Film verboten. Lang emigrierte in die USA. Er hat später erklärt, er habe mit diesem Film den Nationalsozialismus entlarven wollen. Zweifellos weisen manche Aspekte des Films, beispielsweise die Betonung von Terror und Unterdrückung, auf die folgende Diktatur hin. Doch mag man sich streiten, inwieweit dies kalkuliert und beabsichtigt war. Naheliegender scheint, dass Lang auch in diesem Klassiker des frühen deutschen Tonfilms wieder Zeitströmungen eher intuitiv erspürt und verarbeitet hat.

Freitag, 5. Dezember

20.15 Uhr, ARD

Summer Wishes, Winter Dreams

Spielfilm von Gilbert Gates (USA 1973), mit Joanne Woodward, Martin Balsam, Sylvia Sidney. – Dieses Porträt eines amerikanischen Paares, das seit 28 Jahren verheiratet ist, behandelt Probleme des reifen Alters. Die Frau, durch den Tod ihrer Mutter aus dem Gleichgewicht gebracht, stellt sich Fragen nach dem Sinn ihres Lebens und flüchtet sich in Erinnerungen an ihre Kindheit, die symbolisiert wird durch den Hof ihrer Grosseltern, den zu verkaufen sie sich weigert. Sie ist nicht imstande, ihre Schwierigkeiten mit den Angehörigen zu besprechen. Eine Europareise mit ihrem Mann hilft ihr, ihren Ängsten die Stirn zu bieten und hoffnungsvoller in die Zukunft zu blicken. Die kühl inszenierte psychologische Studie behandelt taktvoll und dennoch präzis das interessante Thema.

hen. Beide sind formaler Natur und gehören eng zusammen: selbstgefälliges Verweilen beim Vereinzelten und selbstzweckhafte Stimmungsmalerei, schöne Bilder um einer Schönheit an sich willen, die sich ablöst vom vermittelten Gehalt. Man hat Bolognini in seinen früheren Filmen deswegen schon des Formalismus bezichtigt. Was in den beiden erwähnten Werken überwunden schien, tritt nun aber in der «Affäre Murri» umso penetranter in Erscheinung, und man darf gespannt sein, in welchem Verhältnis Ästhetik und Stoff in «Per le antiche scale» stehen, dem Film, den er vor kurzem, wiederum mit Ennio Guarnieri als namhaftem Kameramann, abgedreht hat, mit Mastroianni und «unserer» Baslerin Marthe Keller in den Hauptrollen.
«Die Affäre Murri» gibt sich eingangs dokumentarisch. Die dargestellten Dimge haben sich in Italien des ausgehenden 19. Jahrhunderts zugetragen, und der knappe Vorspanntext verspricht historische Authentizität. Das Ergebnis: Die Chronik tragischer Verwicklungen in einer angesehenen Sozialistenfamilie Bolognas, ihre Verfälschung durch die reaktionäre Justiz und die von den politischen Gegnern aufgebauschte Wirkung der Affäre auf die italienische Öffentlichkeit verschwindet fast ganz hinter schönem Schein. Nicht historische Geschehnisse prägen sich ein, sondern die perfekt komponierten Bilder und ausgeklügelten Einstellungen, die wohl bewusst an die impressionistischen Maler jener Zeit erinnern sollen, aber dauernd vom eigentlichen Geschehen wegführen in eine «reine Ästhetik», in l'art pour l'art, in Form-, aber nicht Kunstvollendung. Die psychologische und politische Melodramatik erstickt in der nostalgisch-weichen Aufnahme Guarnieris, im samtenen und plüschigen Dekor, in der eigenartigen Statik dieser abgefilmten Gemälde. Man ist von Fernsehreportagen über bildende Kunst gewohnt, endlose Zooms zum und vom Objekt weg zu ertragen. Noch aufdringlicher wirkt solches in einem Spielfilm wie demjenigen Bologninis. Die vielen indirekten Aufnahmen mittels Spiegeln, die die Bilder zusätzlich einrahmen, sind bloss noch das Tüpfchen auf das i. Was in den Fresken historischer Epochen aus der Hand Viscontis vielfach überzeugend bis meisterhaft gelungen ist, verflüchtigt sich bei Bolognini ins unverbindlich Kulinarische.
«Das Drama, das aus den Handlungen und aus den Gedanken der Personen zu erkennen ist, erstarrt gleichsam zu Eis in der Sauberkeit der Bilder.» Das wurde nicht über diesen Film, sondern über Bologninis Filme vor «Imputazione Omicidio» und «Metello» gesagt, und dennoch trifft es genau die hier angesprochene wunde Stelle seines aktuellen Films. Man kann den Film sicher von den äusserst angenehmen Bildern her geniessen, wenn man von seinem Anspruch, den er eingangs erhebt, einmal absieht. Ich verstehe aber auch den Kinogänger aus der gleichen Reihe, der nach einiger Zeit verärgert aufgestanden ist und laut protestierte, das sei ja wie in einem Muratti-Werbefilm.

Niklaus Loretz

L'Incorrigible (Der Unverbesserliche)

Frankreich 1975. Regie: Philippe de Broca (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/321)

Kaum ist Victor Gauthier, ein unverbesserlicher Gauner und Don Juan mit unerschöpflicher Phantasie nach dreimonatiger Haft entlassen, stürzt er sich sogleich wieder in neue, fragwürdige Unternehmungen. Er betrügt und lügt, wechselt seine Namen wie die Frauen, die reihenweise seinem Charme erliegen. Erst die Begegnung mit der reizenden Marie-Charlotte ändert seinen Lebenswandel und führt nach einem erfolgreichen Bilderdiebstahl mit Erpressungsakt zum Happy-end.
Jean-Paul Belmondo, als Victor Gauthier, ist hinreissend in dieser Gauner-Komödie. Gelöst, überschäumend vor Lebensfreude, mit dem Mut zur Hässlichkeit und doch liebenswert zieht er alle Register seines schauspielerischen Könnens, und spielt den

unbedarften, tölpelhaften Gärtnerburschen ebenso überzeugend wie den gerissenen, eleganten Weltmann und Liebhaber, dessen vielgerühmte Potenz im richtigen Augenblick versagt. Seine Mitspieler fügen sich wunderbar in diesen Rahmen ein. Charles Gérard als Raoul und Julien Guiomar als Camille, der geistige Vater des Bilderdiebstahls, der damit aus einer selbstgewählten Passivität zu ungewohntem Tatendrang erwacht. Nicht zu vergessen die jungmädchenhafte Geneviève Bujold als Marie Charlotte Pontalec, die nicht nur reizend anzusehen, sondern auch tatkräftig zu handeln weiss und der es gelingt, unseren gewieften Helden hereinzulegen. In einem Kabinettstück schliesslich Andréa Ferréol als männerverschlingende, klassische Liedersängerin.
«L'Incorrigible» ist nach 15 Jahren Regie- und Co-Autoren-Tätigkeit der 15. Film von Philippe de Broca; sein fünfter Film mit Jean-Paul Belmondo, von dem er sagt, er arbeite am liebsten mit ihm und halte ihn für den im Augenblick in Frankreich erfolgreichsten Filmdarsteller. Bei diesem Film spürt man die Übereinstimmung von Regie, Darstellern und Technik, das Ganze ist aus einem Guss. Alles fügt sich heiter, elegant und nahtlos aneinander, spürbar die komödiantische Freude aller Beteiligten an diesem Spass und als zusätzliche Würze kleine ironische und satirische Anspielungen, an denen es, wie in früheren Filmen de Brocas nicht mangelt. In einer Film-Komödie ist alles erlaubt, und wenn der Held sozusagen im Vorübergehen den Mont St. Michel verkauft, so ist das die herrliche Schlusspointe dieses Filmes. Dieser reine Unterhaltungsfilm, routiniert gemacht, ist wohltuend nach einer Welle von Horror-, Gewalt-, Katastrophen- und miesen Sex-Filmen. Katharina Jung

Histoire d'O (Geschichte der O)

Frankreich 1975. Regie: Just Jaeckin (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/320).

Mit «Emmanuelle» und «Histoire d'O» hat der ehemalige Modephotograph Just Jaeckin zwei Sexfilme geschaffen, die in Frankreich Kassenrekorde erzielten und auch in helvetischen Landen die Kinos monatelang füllen. Dieser Erfolg überrascht einigermassen, glaubte man doch Anzeichen feststellen zu können, dass sich die überschwappende Sexwelle allmählich glätten werde. Aber Jaeckin ist es mit seinen Sexschnulzen offensichtlich gelungen, neue Publikumsschichten anzulocken, was auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist. Die Werbung kann, was immer Erfolg verspricht, mit dem Hinweis auf zeitweilige Verbote der literarischen Vorlagen und der Filme, vor allem der «Histoire d'O», operieren. Wirkungsvoller aber ist, dass Jaeckins Filme in einer luxuriösen Glanzverpackung daherkommen, die Kunst vorspiegelt, obwohl es sich bestenfalls um kitschiges Kunstgewerbe im «Vogue» und «Playboy»-Look handelt. Dieser gepflegtere, modisch-aesthetisierende Chic der formalen Gestaltung hat diese Filme davor bewahrt, nur in kleinen, meist übelriechenden Sexkinos aufgeführt zu werden. Die Luxusverpackung hat sie in grössere, airconditionierte Lichtspielhäuser gehievt, die ein mehr oder weniger berechtigtes Niveau-Image vorweisen können. Herren und nun insbesondere auch Damen der (finanziell und bildungsmässig) «gehobeneren» Schichten, die es bisher unter ihrer Würde gehalten hätten – aus Rücksicht auf Bekannte schon gar nicht am eigenen Wohnort –, einen Sex- oder Pornofilm in einem einschlägig spezialisierten Kino anzuschauen, dürfen jetzt erhobenen Hauptes die hellerleuchteten Lichtspielhäuser betreten und sich in bequemen Fauteuils niederlassen, mit dem prickelnden Gefühl im Magen, mit seinesgleichen etwas leicht Anrüchiges oder Unanständiges zu konsumieren und zugleich noch «in» zu sein. Man sieht, mit Heuchelei, Verlogenheit und Doppelmoral lässt sich immer wieder trefflich geschäften.
Die verführerische Verpackung, die mit einer Pralinéschachtel aus Glanzkarton und farbigen Seidenbändern vergleichbar ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass

ihr Inhalt schlicht und einfach Schund ist. Aber dieser literarisch gepolsterte Sexfilm gibt vor, mehr zu sein. Er beruft sich auf den Roman «Histoire d'O» von Pauline Réage (vermutlich das Pseudonym eines männlichen Autors), einer «klinischen Studie der Erotik» (François Mauriac), der Kenner immerhin einige literarische Qualitäten zubilligen. Der Film ist nichts weiter als eine ästhetisch geschleckte, langweilige Abfolge von Szenen, die durch ein gestalterisches Brimborium bedeutungsschwanger gemacht wurden – mit dem Anstrich dekadenter Verruchtheit versehene, bildgewordene sexuelle Wunschträume von Männern.
O ist eine junge Frau, die von ihrem Geliebten in ein mondän ausgestattetes Schloss ausserhalb von Paris gebracht wird, wo ein Männerbund Mädchen hält, die ihren Herren jederzeit und auf jede Weise, Züchtigungen und Folterungen eingeschlossen, zur Verfügung sein müssen. In einer Art Noviziat lernt O, sich auf Befehl ihres Geliebten andern Männern hinzugeben, Demütigungen und sadistische Handlungen widerspruchslos hinzunehmen und dabei noch Liebe, Lust und Befriedigung zu empfinden. Das «klösterliche» Milieu und die Riten und Rituale lassen erkennen, dass es sich hier um die Pervertierung einer religiös motivierten Selbstentäusserung und Hingabe handelt, wie sie das Christentum und andere, vor allem östliche, Religionen kennen. O erhält verschiedene «Weihen», und als Zeichen der Zugehörigkeit zu dieser «Ordensgemeinschaft» erhält sie zwei Ringe: Der eine wird an ihrer Vagina befestigt, der andere an einem Finger, womit den Angehörigen des Männerbundes das Recht auf O's Körper signalisiert wird. Nach Paris zurückgekehrt, hat sie ihrem Geliebten, der sie mit einem älteren Freund verkuppelt, weitere Beweise ihrer totalen Verfügbarkeit zu geben. Als Höhepunkt ihrer absoluten Selbstpreisgabe und Unterwürfigkeit bekommt sie schliesslich mit glühenden Eisen die Initialen des «väterlichen» Freundes auf ihren blossen Hintern eingebrannt – O ist zur Sklavin und zum Eigentum des Mannes geworden.
Schockierend in diesem Film sind gewiss nicht die paar immerhin ansehnlichen, nackten Frauenkörper und die mehr oder weniger angedeuteten sexuellen Handlungen. In dieser Beziehung bietet «Histoire d'O» nicht mehr als bisherige Sexstreifen von Kolle bis Erwin C. Dietrich – Voyeure werden also kaum auf ihre Rechnung kommen. Obszön und ekelhaft ist die Gesinnung, mit der hier die Frau als Lustobjekt des Mannes vermarktet wird. Das fängt schon damit an, dass nur die Frauen sich als Schauobjekt ausziehen müssen. Je mehr O sich selbst aufgibt, je mehr sie zur «glücklichen» Sklavin des Mannes wird, desto mehr verwirklicht sie sich selber – das scheint der Film auf penetrante Weise suggerieren zu wollen. Diese Haltung wird kaum wirksam abgeschwächt, wenn O am Schluss eine brennende Zigarette auf dem Handrücken ihres Liebhabers ausdrückt. Jaeckins optisch gesoftetes und mit einem akustischen Zuckerbrei überzogenes Machwerk stellt die Frau dar, als bestände ihre Existenzberechtigung einzig und allein darin, das willenlose Werkzeug männlicher Begierden zu sein. In dieser Beziehung ist «Histoire d'O» würde- und schamlos.

Franz Ulrich

Bite the Bullet (700 Meilen westwärts)

USA 1975. Regie: Richard Brooks (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/317)

Richard Brooks' grossangelegter Western hat ein eher atypisch erscheinendes Thema, das sich freilich anderweitig schon oft bewährt hat. Ein Zeitungsbesitzer schreibt einen Langstrecken-Ritt mit einem hochdotierten Sieger-Preis aus. Als Konkurrenten melden sich Abenteurer verschiedenster Herkunft. Der Start geht unter grossem Rummel vonstatten, dann aber führt die in Etappen aufgeteilte und grob markierte Route in die wilde, menschenleere Landschaft des Westens, in der Gelände und Klima den Reitern harte Bedingungen stellen, aber auch andere Hindernisse sie erwarten.

Wiewohl es also bloss um einen friedlichen Wettbewerb und um einen Geldpreis geht, bringt Brooks ziemlich alles zusammen, was für das Genre wesentlich ist. Landschaft und Pferde sind – neben der mit dem Begleittross stets wiederkehrenden Eisenbahn – optisch die absolut beherrschenden Motive, die auf der Breitleinwand immer neu ausgekostet werden: Die Jagd geht über Prärieland, durch Canyons und Flusstäler, über ausgetrocknete Seen und verwehte Sandwüsten. In kürzeren und längeren Episoden reihen sich Zwischenfälle aneinander, die teils bloss Wettkampfpech bedeuten, teils auch Pferde und Menschenleben kosten, in jedem Falle aber Gelegenheit bieten, die einzelnen Figuren zu charakterisieren und in ihren gegenseitigen Beziehungen zu definieren.
Dramatische und epische Züge der Inszenierung halten sich so die Waage, Aktion und Psychologie desgleichen. Und wenn es diesmal nicht um Pioniertum und Einrichtung einer gesellschaftlichen Ordnung geht, so ist doch vom Selbstverständnis der Amerikaner die Rede. Gene Hackman, der «Star» unter den recht zahlreichen bekannten Darstellern, spielt den Cowboy, der sich nur zögernd herausfordern lässt; der die «Winner-Mentalität» – nur wer siegt, ist jemand, vom Verlierer spricht man nicht – nach ihrem Preis befragt. Er wird als Beschützer von Tieren, Frauen und Kindern vorgestellt und zeigt sich auch seinen Konkurrenten gegenüber als rauher Helfer in der Not. Fast zu deutlich wird da ein Bild des «guten Amerikaners» aufgebaut, der ob dem Wettbewerb der Kräfte nicht die höheren Werte vergessen will. Sein Kompromiss gelingt aber am Ende auch nur, weil er ihn sich leisten kann, im Grunde eben doch der Beste ist. So kann dieser Sieg der Moral nicht ganz überzeugen.
Brooks will vieles in seinem Film unterbringen. Dabei fehlt es ihm nicht an Können und Geschick, die für das spektakuläre Abenteuer und die abwechslungsreiche

Unterhaltung genügen. Aber er führt den Film auf keiner Ebene über gutes Handwerk hinaus. Und die Kritik am Denken der Amerikaner mündet am Ende eher in eine Bestätigung, wenn auch zu anerkennen ist, dass Brooks diesem Aspekt im Film überhaupt soviel Aufmerksamkeit schenkt. Möglich ist auch, dass einiges, was jetzt zu wenig ausgearbeitet wirkt, in seiner Inszenierung besser überzeugen könnte, wenn der *ganze* Film zu sehen wäre. Die vorliegende Besprechung basiert aber auf der (in Zürich gezeigten) «Kurzfassung», der nahezu ein Drittel fehlt. Für den Kommentar zu diesen Praktiken sei auf den Artikel «Der skrupellose Griff zur Schere» von Balts Livio in «Zoom-Filmberater» Nr. 19, S. 29, verwiesen. Edgar Wettstein

Bof – Anatomie d'un livreur

Frankreich 1971. Regie: Claude Faraldo (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/301)

«Bof» findet sich in keinem französischen Wörterbuch. Es ist trotzdem ein sehr französisches Wort, so französisch, dass man es kaum übersetzen kann. «Bof» sagt der Lebenskünstler, dem ein Missgeschick passiert ist. «Bof»: etwas nicht allzu schwer nehmen, immer wieder einen Weg sehen und finden. «Bof, c'est le refus de s'en laisser conter», erklärt ein Welscher, – die Weigerung also, jemandem oder einer Sache auf den Leim zu gehen, und umgekehrt: eine zurückhaltende Überlegenheit allem, namentlich aber dem gegenüber, das «immer so gewesen» ist. «Bof» charakterisiert den Erstling von Claude Faraldo (vgl. auch «Themroc», 1972, in ZOOM-FILMBERATER 17/73, S. 8, und 9/75, S. 12) besser als das unpassend rationale Anhängsel «Anatomie d'un livreur» (Anatomie eines Lieferanten).
Der junge Franzose liebt es nicht, Ideen in scharfsinnige Theorien umzusetzen. In «Themroc» hat er sogar ganz auf Dialoge, ja selbst auf Musik verzichtet. Er will auch nicht Pädagoge seines Publikums sein, und mit naturalistischer Wirklichkeitstreue hält er es noch weniger. Man sollte den Film deshalb von Anfang an aus dieser Haltung heraus zu verstehen suchen. Damit werden viele Missverständnisse unmöglich und manche Vorwürfe, vor allem jene von Seiten allzu strenger Moralisten, von rechts oder links, vielleicht etwas entkräftet.
Die Geschichte tönt zugegebenermassen höchst verwerflich: Der Vater hat von der Eintönigkeit seiner Arbeit genug und beschliesst, bloss noch zu tun, was ihm gefällt. Der Sohn steigt zwar zunächst noch vom Motorrollerfahrer zum Lastzugchauffeur einer grossen Pariser Weinhandlung auf, lässt sich aber schliesslich doch auch zum Müssiggang bekehren, ebenso wie letztlich alle Hauptfiguren des Films. Viel schlimmer noch hört sich an, dass der lebenslustige Vater am Tod seiner am Leben eher resignierten Frau nicht ganz unschuldig ist, und dass er sich nicht scheut, hie und da auch das Bett mit der jungen Frau seines Sohnes zu teilen, im vollen Einverständnis der beiden. Kommt ausserdem dazu ein Mädchen, das sich Boutiquekleider anschafft, ohne zu bezahlen, und schliesslich gehört noch der schwarze Freund des Sohnes, ein einfacher Strassenkehrer, zu dieser frivolen Gruppe. Im Zentrum der Story stehen die Beziehungen dieser Menschen zueinander, die in ihrer Offenheit ausserhalb jeder tradierten Moral zu stehen scheinen. Verständlich also die Entrüstung eines Teils der französischen und welschen Kritik (In der deutschen Schweiz war der Film meines Wissens bisher nur im Filmpodium der Stadt Zürich zu sehen.)
Ich möchte zu erläutern versuchen, warum ich trotzdem zu jenen andern gehöre, die das Positive des Films viel höher einschätzen als seine vorhandenen Schwächen.
Der Film ist nur als Märchen, als Traum sinnvoll, in dem geschehen darf, was eben jene Moralvorstellungen, gesellschaftliche Konventionen, Einschränkungen jeglicher Art normalerweise nicht zulassen, sieht man einmal vom Umstand ab, dass viele Dinge in Faraldos Film besonders deshalb anstössig wirken mögen, weil sich

hier die «Kleinen», gewöhnliche Arbeiter und Angestellte, erlauben, was sich sonst nur die Grossen, Ungewöhnlichen unserer Gesellschaft leisten können.
Faraldo zeigt eine Handvoll Menschen, die konfliktlos zusammenleben, ohne Eifersucht, ohne Einschränkung durch entfremdete Arbeit, ohne Rassenhass, ohne Diskriminierung der Frau, obwohl und weil sie sich über bestehende Normen und Tabus hinwegsetzen. Ein irreales Wunschbild eines (damals wenigstens noch) sanften Anarchisten also, das indessen von seiner formalen Gestaltung und vor allem von der Art her, wie die Schauspieler ihre Rollen verstehen, nie bloss eine Flucht aus dem grauen Alltag Unterprivilegierter bedeutet. Immer ist die Darstellung betont als gemacht, als Fiktion erkennbar. Faraldo hält offensichtlich sehr viel von spontanem Spiel, von momentanen Einfällen der Schauspieler, wie denn sein Anarchismus als unreflektiertes Gedankengebäude auch sehr viel mit spontaner, individueller, aber nicht antisozialer und aggressiver Entfaltung zu tun hat. Dadurch gelingt das scheinbar Widersprüchliche, dass der Film gleichzeitig distanziert angesehen werden kann, aber doch sehr warm und persönlich wirkt. Dazu mögen sowohl die Bildgestaltung wie die eigenwillige Musik das ihre beitragen. Erstaunlich ist auch, wie dezent heikelste Themen in diesem heiteren Film zum überwiegenden Teil gestalterisch bewältigt sind.
«Bof» ist eine zugegebene Illusion, die konsequent damit endet, dass die glücklichen Fünf beschliessen, «gen Süden» zu ziehen. Eine Illusion, die in ihrer Irrealität nicht bestritten wird, enthält, unaufdringlich und subtil, immer auch Kritik an der Realität. Die kleinen Seitenhiebe gegen das Allzugewohnte in Form von feinen Nadelstichen stellen schliesslich immer stärker die Frage heraus, warum denn dieses Glück in der jetzigen Gesellschaft nicht erreicht werden kann. Niklaus Loretz

Le Mâle du siècle

Frankreich 1974. Regie: Claude Berri (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 75/311)

Claude Berri (geboren 1934) hat sich in letzter Zeit immer wieder mit dem Thema Ehe befasst und zwar stets aus dem Blickwinkel des Mannes heraus. In seiner neuen Komödie zeigt Berri die Verwirrung der Gefühle, die sich für einen Ehemann unserer Zeit ergeben kann. Dieser «Mâle du siècle» ist bei Berri ein Herr Dupont, ein Vertreter des französischen Mittelstandes, der in der Frau nur Mutter, Geliebte, Tochter und Haushälterin sieht, die allein für ihn da ist, nicht jedoch einen gleichberechtigten Menschen mit eigenen Individualrechten.
Das «mal du siècle», an welchem der «mâle du siècle» leidet, ist die Eifersucht. Sie macht den Mann zur tragikomischen Figur, der zwar eine grosse Szene machen kann, wenn er mit seiner Frau allein ist, in Gegenwart ihres Liebhabers jedoch klein und hässlich wird und diesem nicht nur die Hand gibt, sondern gar am gleichen Joint zieht wie jener. Vollends absurd wird seine Haltung, als seine Frau bei einem Banküberfall als Geisel festgehalten wird. Während sie in Todesgefahr schwebt, wird er beinah wahnsinnig beim Gedanken daran, dass und wie sie mit dem Bankräuber seitenspringen könnte.
Juliette Berto und Claude Berri selbst spielen – trotz dem stark satirischen Einschlag des Films – ihre Rollen recht realistisch. Das führt denn dazu, dass auch die irren Vorstellungen des geplagten Ehemannes als nicht so unalltäglich empfunden werden. Und damit dürfte es Berri gelungen sein, den vielen andern Duponts tatsächlich einen Spiegel vorzuhalten. Urs Dürrmüller